

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 223. Bromberg, den 3. November 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(10. Fortsetzung.

Dreizehntes Kapitel.

Moran saß auf einem vorspringenden Felsen oberhalb der Schlucht und suchte mit seinem Feldstecher die Gegend ab. Plötzlich erschien Blitz neben ihm, verweilte einige Minuten, um sich dann ebenso plötzlich, wie er gekommen war, wieder davonzumachen. Bevor er ganz hinter den Felsen verschwand, zögerte er einen Augenblick lang und warf noch einen Blick auf Moran zurück.

„Armer Blitz, wirst bald mager wie ein Skelett sein, wenn du's nicht aufgibst, mit mir und Betty zugleich in Fühlung zu bleiben," lachte Moran. In kaum einer Stunde hatte Blitz viermal den Weg zwischen der Hütte und der Felsenhöhe zurückgelegt. „Diesmal könntest du sie doch mitbringen," setzte er hinzu. „Sie versprach uns ohnedies ihren Besuch."

Eine halbe Stunde später kam Blitz wieder, nun in Begleitung des Mädchens.

Moran trat mit ihr an den Rand des Felsenvorsprungs, der wie ein kleines Vorgebirge über der Tiefe der Schlucht hing. Ein welliges Meer von Hügeln entrollte sich vor ihren Augen, am Horizont die kahlen, sturmgepeitschten Bergesspitzen, tief unten an den Ufern die grünen Wiesen, eingerahmt von Fichten, aus deren Dunkel das blasse Grün der Espen aufschimmerte.

Blitz war endlich beruhigt. Die zwei waren wieder beisammen! Lang ausgestreckt lag er auf dem Boden und, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, lugte er gleich den beiden forschend in die Ferne hinaus.

„Blitz ist heute schon tüchtig gelaufen, um mit uns zweien in Verbindung zu bleiben", sagte Betty, neigte sich herab und ließ ihre Finger liebkosend durch das Fell des Hundes gleiten. „Beachten Sie doch den Ausdruck seiner Augen, der in seiner Klugheit ganz und gar menschlich wirkt. Er versteht sicherlich jedes Wort, das wir sprechen. Nicht wahr, Blitz?"

Ein freudiges Wedeln war seine Antwort.

„Sehen Sie, Moran!" rief sie aus. „Da haben wir gleich den Beweis."

Moran lächelte kopfschüttelnd.

„Sie begehen den gewöhnlichen Fehler und fallen aus einem Extrem ins andere", sagte er. „Entweder hält der Mensch das Tier für ganz unvernünftig oder er schreibt ihm ein Übermaß an Intelligenz zu. Blitz versteht kein einziges Wort, außer den wenigen, die er durch häufiges Hören mit bestimmten Dingen in Verbindung zu bringen gelernt hat. Sie verstehen wahrscheinlich kein Wort chinesisch und doch besagt dies nichts, gegen Ihren Verstand. Ebensowenig darf man behaupten, daß es Blitz an Intelligenz mangelt, weil er nur das beschränkteste Verständnis für unsere Sprache hat. Im Gegenteil, ich glaube, er ist das klügste Tier, das mir je untergekommen ist."

„Das ist auch meine Überzeugung", stimmte sie bei. „Moran, Sie gehen doch den Dingen gerne auf den Grund und können wir gewiß Aufschluß über die Quelle dieser erstaunlichen Intelligenz geben."

„Die Erklärung liegt in seinem Coyotengehirn", antwortete Moran. „Der Coyote ist das klügste Tier auf Erden. Das ist eine Tatsache, die bis heute noch nicht genug bekannt ist. Darum ist es nicht zu verwundern, daß man so oft von dem feigen Coyoten spricht, während er in Wirklichkeit zu den verwegensten Räubern gehört. Es ist unmöglich, ihn auszurotten. Dieses Völkchen ist heute zahlreicher als vor zehn Jahren, denn es ist in erstaunlichem Maße anpassungsfähig. Einst bewohnte es nur das Prériegebiet, seither hat es sich derart vermehrt, daß man es auch in allen westlichen Gebirgen hier findet. Gegen Norden haben sie ihre Jagdgebiete bis Britisch-Columbia ausgedehnt, gegen Osten bis Michigan. Es wird nicht lange dauern und man wird ihr Auftauchen auch in den Staaten von Neu-England und sogar im Gebiet des nördlichen Polarkreises melden können. Ich bin sicher, daß meine Prophezeiung in Erfüllung geht. Allen widrigen Umständen zum Trotz haben sie sich ständig vermehrt. Man hat ihren Pelz teuer bezahlt, man hat ein beträchtliches Schußgeld auf sie ausgesetzt, ihr schlaues Gehirn hat aber alle diese Widerstände besiegt. Und ein solches Gehirn hat auch Blitz."

„Und trotzdem bezweifeln Sie, daß er unsere Worte versteht?"

„Ich weiß es und will es Ihnen auch beweisen. Er hat es heute ein dutzendmal gehört, wie ich Sie Betty rufe, und doch hat diese häufige Wiederholung ihn nicht dahin gebracht, mit diesem Wort mehr zu verbinden als mit irgendeinem anderen, das ich im Gespräch mit Ihnen öfters gebrauche. Anderseits aber verknüpft sich für ihn mit dem Wort Moran die deutliche Vorstellung meiner Person. Ich will es Ihnen sofort zeigen."

Er rief den Hund an und sogleich sah Blitz zu ihm auf. Absichtlich wiederholte er öfters das Wort Betty, der Hund blickte ihn verwirrt und verständnislos an. Er bewegte den Kopf von einer Seite zu anderen, er spitzte die Ohren und bemühte sich zu verstehen. Seine Aufmerksamkeit halte sich völlig auf Moran konzentriert, dem Mädchen schenkte er keinen einzigen Blick.

„Nun versuchen Sie es," wendete sich Moran an Betty. Sie richtete einige Worte an Blitz und sogleich bewies er ihr gegenüber dieselbe gespannte Aufmerksamkeit, wie vorhin für Morans Worte. Jetzt sprach sie zweimal das Wort Moran aus, Blitz wandte sofort den Kopf und blickte nach seinem Herrn.

„Sie haben recht," rief sie aus. „Es ist doch wunderbar, wie Sie sich auf ihn verstehen!"

„Er ist physisch außerstande, die Sprache der Menschen zu sprechen und das macht ihn auch geistig ungeeignet, sie zu verstehen. Nur durch häufige Wiederholung eines Wortes kann sich eine Gedankenverbindung bei ihm einstellen. Aber die Modulation der Stimme vermag er richtig zu deuten und ebenso den Gefühlsakzent unserer Worte. Gewiß ist er intelligent genug, jedes Kunststück oder jede Arbeit zu erlernen, die innerhalb der Grenzen seiner physischen Fähigkeiten liegt. Jede solche Lektion müßte ihren Ausgangspunkt von irgendeiner Grundtatsache nehmen, die ihm bereits bekannt ist, und von da aus müßte man schrittweise weitergehen. Zum Beispiel könnten wir ihn leicht dahin bringen, eine Art Verbindungskurier zu sein und Briefe zwischen uns hin und her zu tragen."

„Wie würden Sie das anstellen?" fragte sie. „Bitte zeigen Sie mir das."

„Gehen wir von folgenden Tatsachen aus: Er kennt das Wort „Geh" in Verbindung mit dieser Bewegung — dem Auswärtsschwingen meines Armes. Ich brachte ihm das

bei, als ich ihn lehrte, die Pferde und Rinder zu hüten. Gegenwärtig hat er die natürliche Neigung, zwischen uns hin und her zu laufen. Wir wollen uns das zunutze machen. Anfangs wird er nicht wissen, wohin er gehen soll, aber so viel wird er verstehen, daß ich ihn wegschicke. Aus Gewohnheit wird er zu Ihnen zurückkehren, Sie könnten ihn dann wieder zu mir schicken, indem Sie das gleiche Wort und die gleiche Bewegung mit meinem Namen verbinden. Abgesehen davon, daß er meinen Namen kennt, wird er schon von selbst nach mir Umschau halten. In kurzer Zeit wird er die Absicht hinter dem Ganzen erraten und rasch begreifen, was wir von ihm wollen."

Die folgenden Tage hatte Blitz viel zu tun. Schon am nächsten Morgen flocht Moran ein Halsband aus Elchhautriemen und führte Blitz in einige Entfernung von der Hütte. Er rollte ein Blatt aus seinem Notizbuch rund um das Halsband und befestigte es mit einer Nadel.

„Geh! Blitz," befahl er und schwang den Arm in der Richtung nach der Hütte. „Geh, geh doch, Bursche, bring ihr das Brieschen!"

Blitz machte einen Satz in die angedeutete Richtung, blieb dann stehen und blickte zurück. Er verstand wohl, daß Moran ihm befahl, irgendwohin zu gehen. Doch gab es hier weder Pferde noch Rinder. Er setzte sich nieder und beobachtete seinen Herrn, ganz im Unklaren, was man eigentlich von ihm wünsche. Morans unaufhörlich wiederholter Befehl überzeugte ihn, daß er zu gehen habe. Er verstand das Wort. In seltsamen Zirkeln umschlich er Moran und winselte. Schließlich machte er sich davon.

Sowie er Moran aus den Augen verloren hatte, folgte er seinem natürlichen Streben, das ihn zu dem Mädchen zurücktrieb. Er eilte schnurstracks zur Hütte. Betty löste die Papierrolle von dem Halsband, las das Brieschen und richtete nach Morans Anweisung lobende Worte an Blitz. Dann befestigte sie das Papier wieder an dem Halsband und wies in die Richtung, wo Moran sich befand.

„Geh, Bursche", drängte sie, „geh, Moran! Moran! Bring's zu Moran, Blitz! Geh!"

Blitz begriff, daß er hier ebenfalls weggeschickt wurde, er verstand auch, daß sie von Moran sprach, aber den eigentlichen Sinn des Verlangten hatte er nicht erfaßt. Wieder folgte er bloß seiner natürlichen Neigung und kehrte zu Moran zurück.

Jedesmal lösten sowohl Moran als Betty das Papier in demselben Augenblick von dem Halsband, da er ankam, prüften es und lobten Blitz. Gleichzeitig hielten sie dem Hund das Brieschen hin, damit auch er es untersuche. Er glaubte anfangs, es handle sich um nichts anderes als ein vergnügliches Hin- und Hermarschieren, doch langsam begann es in ihm aufzudämmern, was da vorging. Dadurch, daß man ihm jedesmal das Brieschen entgegenhielt, damit er es berieche, erwachte in ihm das Verständnis für die Bedeutung des Papiers, welches man an seinem Halsband befestigte. Sooft nun Betty oder Moran ein Stückchen Papier in die Hand nahm, war Blitz sofort auf den Beinen, in der sicheren Erwartung, sofort weggeschickt zu werden. Er ahnte, daß die Menschen Verständigungsmittel besaßen, von denen er nichts begriff. Diese beschriebenen Blättchen waren ihm ein Rätsel. Wenn man ihm ein solches Papier zeigte, prüfte er es mit der Nase anstatt mit den Augen. Wißbegierig beschnupperte er es eine Zeitlang, aber seine Nase sagte ihm nichts und bald gab er seine Bemühungen auf. War er doch kein Mensch, den gerade jene Dinge am meisten reizen, die nach Geheimnis schmecken. Es hatte nicht den geringsten Wert, sich über etwas zu erregen, was über seinen Horizont ging. Er war es zufrieden, dieses Ding hin und her zu tragen, wenn man es unbedingt so haben wollte.

Der kleine Felsenvorsprung oberhalb der Schlucht, auf dem Moran am ersten Morgen gesessen hatte, gewährte einen wundervollen Ausblick. Betty verbrachte hier manche Stunden in seiner Gesellschaft.

Blitz fühlte den Wechsel, der in den Beziehungen der beiden eingetreten war. Die erste Fremdheit war verscheucht, er spürte jetzt den Strom von Zärtlichkeit und Liebe, der die beiden verband. In ihrer Stimme las er die feinsten Schwingungen, deren sich die beiden selbst nicht bewußt waren.

Blitz' Leben war eitel Freude. Hund und Wolf in ihm waren beide befriedigt. Die zwei Menschen, an denen er hing, waren beisammen und der Hund konnte in ihrer Liebe schwelgen. Wenn der Wolf in ihm erwachte, zügellos und übermächtig, so gab's wieder ein wildes Jagen in Begleitung gespenstischer Schatten und ein Töten in jubelnder Freude und ohne Furcht vor verfolgenden Pferden.

Moran wußte den Konflikt, der jede Handlung des Tieres eigenartig beeinflußte, so ziemlich zu deuten, und soweit er es vermochte, erklärte er es dem Mädchen.

„Jede Handlung hat zwei Seiten für ihn," sagte er. „Alles was er tut, erleidet eine Erschütterung, hervorgerufen durch die grundsätzlich verschiedenen Instinkte des Hundes und des Wolfes. Er hat den sonderbarsten Kompromiß geschlossen, den ich je erlebt habe. Anstatt ein Mischling zu sein, wie es bei den meisten Kreuzungen seiner Art der Fall ist, schwingt er wie ein Pendel vom Raubtier zum Haustier. Es scheint, als ob die widerstreitenden Kräfte in Blitz sich vereinigt hätten. In ihm leben, voneinander gesondert, zwei verschiedene Individuen und Temperamente, die sich in der Herrschaft über einen und denselben Körper abwechseln. Sanftmütige Liebe und grausame Wildheit wohnen nebeneinander in diesem Tiere. Verstehen Sie mich?"

„Ja, es ist wahr!" erwiderte Betty. „Er ist der liebevollste, treueste Hund, solange er bei uns ist. Draußen aber, wenn er uns verlassen hat und wieder Wolf ist — sein Loboruf, oh, das ist die grausigste Stimme der Welt, sie ist voll von Tod und Verderben. Diese zwei Züge seines Wesens sind nie zu einer langweiligen Mischung zusammengeflossen, im Gegenteil, sie haben sich jeder für sich verstärkt, sind durch das Aufeinanderprallen noch ausgeprägter geworden, bis jedes dieser beiden Extreme sich zu einer eigenen ausgesprochenen Individualität entwickelt hat."

„So ist es," sagte Moran. „Sie haben es richtig zergliedert. Ihre Worte sind eine erschöpfende Analyse von Blitz' Seele, das heißt, soweit wir Menschen überhaupt fähig sind, die Seele eines Tieres zu ergründen."

Er reichte dem Mädchen seinen Feldstecher.

„Ich bleibe nicht lange fort", sagte er, „ich will etwas suchen, was ich Ihnen gern zeigen möchte. Ich bin schon seit einigen Tagen darauf aufmerksam geworden."

Blitz folgte ihm hinab in die Schlucht. Von Zeit zu Zeit bückte sich Moran, um etwas zu pflücken und in seinem Hute zu sammeln. Mit ihrer Verpflegung war es nicht am besten bestellt, die eintönige Fleischkost war nicht mehr nach Bettys Geschmack. Die knappen Vorräte an allerhand Konserven waren bereits aufgezehrt. Das Mädchen hatte ein starkes Verlangen nach etwas Frischem und so sammelte er jetzt die ersten köstlichen Erdbeeren, die zu finden waren. Blitz durchstöberte indes die Abhänge nach Kleinwild.

(Fortsetzung folgt.)

Musik.

Skizze von **Gustav Schüren.**

Wilhelm Matthies, ein kleiner Steuerbeamter, stand in der Mittagshöhe seines Lebens vor der niederdrückenden Gewißheit, daß ihm nicht mehr gegeben sei, seinen Erdenweg aus den Talgründen des farblosen Einerlei und der täglichen Mißlichkeit hinaufzuführen auf die reinere Höhe eines freieren Ausblicks in die schimmernde Ferne und eines kleinen, bescheidenen Glücksgefühls, in welchem er die Öde des Alltags vergessen konnte.

Durch die zwingenden und häßlichen Zufälle des Lebens in eine Laufbahn der Zahlen gedrückt, die ihn täglich erschreckte und abstieß, hatte er krampfhaft nach einer Zerstreuung gesucht, die ihm in dienstfreien Stunden das Gespenst der Zahlen und Zinsen, der Brüche und Buchungen vertreiben sollte.

Gern hätte er ein Streichinstrument gespielt, Kniegeige am liebsten, aber im Elternhaus war für ein solch ungefüges Möbel kein Raum gewesen, doch auch für die Geige nicht, die man hätte erschwingen können. Und so blieb eine kleine, verächtliche Querflöte übrig, die der Vater dem Sohn einst auf den Geburtstagstisch legte.

Wilhelm brachte es im Flöten zu nichts. Er schämte sich des Instrumentes, das doch auch seine Meister hat. Ihm galt es nicht für voll, und der singende, klagende Ton einer Kniegeige in der Nachbarschaft brachte ihn um jede Freude am eigenen Spiel.

Seit er im Steueramt saß, verstummte in seinem Ohr auch das Singen des Cellos seiner Jugend mehr und mehr. Einen Festtag bedeutete es für Wilhelm Matthies, wenn er alle Jahre ein- oder zweimal ein Sinfoniekonzert besuchte und die Gesänge und Stürme des Orchesters ihn in ihren Armen wiegten oder an seiner Seele rüttelten.

Es gelang ihm, die Rechentage am Steuerpult nur als eine Ausfüllung zwischen zwei Konzerten zu betrachten. So ward sein Leben erträglicher. Aber ihm fehlte das eigene Gestalten. Das Schöne drang nur von außen zu ihm. Ihm blieb versagt, selbst Schönes zu vergeben, aus sich ein Glücksempfinden zu verschenken an andere.

Da nahm er ein Weib, von dem er annahm, daß es ihn verstünde. Er ward nicht bitter enttäuscht, doch auch nicht reichlich beglückt. Sein Gehalt war ihr der Gipfel des

Wünschens, denn damit konnte sie ihr Kind erziehen, ihrem Manne den Tisch decken und sich für ihn schmücken.

Sie war nicht rangsüchtig, aber ihr Ziel begrenzte sich in dem sicheren Besitz einer mäßigen, aber stetig steigenden Gehaltshöhe. Von ihres Mannes inneren Wünschen begriff sie nichts, sie ahnte sie kaum. Und was er ihr schüchtern anzuvertrauen wagte in dem genügsamen Hoffen, sich verstanden zu wissen, gab sie ihm nachsichtig spottend zurück. Es war ihr zu ungreifbar, zu wenig sicher, um es in biederes Bürgerbehagen auszumünzen.

Wenn er Versuche machte, schöne Gedanken in Tönen aufzuschreiben oder in stiller, versöhnender Abendstunde aus der kleinen Flöte seine Sehnsucht hinauszurufen, war seine Frau verstimmt, und wenn sie nichts sagte, las er in ihren Zügen den Spott über sein eitles Bemühen auf dem windigen Holze.

So stand Wilhelm Matthies einsam mit seinem Herzen zwischen der Frau, den Zahlen und dem übrigen Leben. Aber auch zu ihm kam noch das Glück, von dem er sich ausgeschlossen wähnte. Sein Sohn ward das, was der Vater sich selber erträumt. An die Stelle der Zahlen traten Noten. Den Federhalter des Vaters vertauschte der Sohn mit dem belebenden Stab, und eines Tages stand der junge Matthies vor einem Orchester im schimmernden Saal, und der Vater hörte und sah, wie er mit Beethovens Worten den Menschen, die da lauschten, inbrünstig die Schönheit aufwies und das ewig Erhabene.

Ja, nun hatte Wilhelm Matthies das Glück seines Lebens errungen und erlitten. Aus Zahlen und Summen grinste ihn nicht mehr das tote Dasein an.

Und da gab ihm ein Gott den wonnesamsten Abschluß und segnete ihn mit dem Bewußtsein, diese Wonne im Verlöschen ganz zu empfinden. Wieder saß er in einem Konzert, und sein Sohn führte die meisterliche Schar zu strahlendem Siege. Auf den Zügen der Menschen, die im Saale lauschten, sah der Vater ein aus der Starrheit der täglichen Beherrschung und Versteinerung gelöstes Lächeln. Es war bei den himmlisch-holden Tönen des Allegrettos aus Beethovens „Achter".

Bei diesem Satz, dem fröhlichen Sang aus überirdischen Sphären, sank Wilhelm Matthies, der Vater des Dirigenten, ruhig und ohne Aufsehen, wie in Ehrfurcht vor dem klingenden Geist, auf seinem Stuhl zusammen. Als der Satz zu Ende war und die Umsitzenden den Toten gewahrten, lag auf den Zügen des Greises ein Lächeln, das Beethovens hüpfende Freudentöne überall hervorgezaubert hatten.

Was aber niemand ahnen konnte, war, daß diese Töne, noch verklärt durch das leisere Singen im verlöschenden Ohr, den Sterbenden unvergleichlich schön in die andere Welt hinüber geleitet hatten.

Verrückte Rekorde.

Und Rekorde an Verrücktheiten.

Unsere moderne Zeit des Tempos bringt es mit sich, daß jeder bessere junge Mann sich nach Höchstleistungen und Rekorden drängt. Da aber diejenigen Dinge, die Kraft, Gewandtheit und Geschicklichkeit erfordern, von den älteren Generationen nicht mehr mitgemacht werden können, haben sich diese oft ihre eigenen Wettbewerbe ausgesucht. Und so kann man heute feststellen, daß es fast keine menschliche Tätigkeit mehr gibt, für die nicht irgendein Rekord existiert. Man kennt den Überholungskomplex. Sieht einer, am Steuer eines Wagens sitzend, vor sich ein Automobil, muß er Gas geben und dem anderen zeigen, daß er noch schneller fahren kann. So entstehen Höchstleistungen. 269 Stundenkilometer fuhr einer im Auto, ein anderer brachte im Flugzeug 448 Kilometer zustande. Als er ausstieg, hatte er das Gehör verloren, aber einen Rekord gebrochen.

Zurück zu den menschlichen Tätigkeiten. Morgens trinken wir Kaffee. Zwei Tassen oder drei. Natürlich mußte einer einen Rekord aufstellen. Der Amerikaner Byrder trank 36 Tassen und nannte sich Weltmeister, aber schon war ein Wiener Portier da, dieser soff 51 Tassen, und auch er ist geschlagen worden. 64 Tassen hintereinander schüttete sich Stromming, ein Lastträger aus Massachusetts, ohne Pause hinter die Stimmbänder und ist bis heute ungeschlagen geblieben. Selbstredend gibt es auch einen Wasserrekord. Sieben Liter trank ein Wiener Fiakerfahrer.

Mittags essen wir Leberknödel. Oder auch nicht. Aber wir können welche essen. Sechs oder vier, oder auch sieben. Mehr kaum. Andere fraßen Rekord. Achtzehn Stück aß ein Bayer in Landau; aber er ist ein lächerlich kleiner Fresser gegen jenen Münchener Bierkutscher, der vor Jahren 32 Knödel herunterwürgte. Und was soll man erst von jenem Manne sagen, der in Dublin in Irland bei einem Weltwettessen 61 hartgekochte Eier vertilgte? Nach Tisch rauchen wir eine Zigarre oder zwei, auch vier oder acht. Aber mehr kaum. Im Staate Alabama (U. S. A.) qualmte einer beim Wettrauchen nicht weniger als 36 Stück, lag dann vier Wochen krank an Nikotinvergiftung. Egal, der Weltrekord war gebrochen. Die Höchstleistung im Langsamrauchen hält immer noch jener Brasilianer, der drei Stunden elf Minuten an einer Zigarre lutschte, ohne sie ausgehen zu lassen.

Abends tanzen wir. Drei Stunden, sechs Stunden, die ganze Nacht. Jedoch mit Unterbrechungen. Aber da machten sich einige darüber her und tanzten „Dauer". Frasetti brachte es auf 84 Stunden, doch ein Amerikaner schlug ihn glatt mit 23 „Längen", denn dieser schwenkte die Beine 107 Stunden ohne Pause. Später brachte es Frasetti auf 136 Stunden, doch auch er mußte wieder dem Filmschauspieler Fernando weichen, der mit 144 Stunden (sechs Tage und sechs Nächte) einen Weltrekord schuf. Zurzeit wird in Amerika ein Dauerturnier vorbereitet, bei dem 160 Stunden getanzt werden soll. Die Hungerkünstler haben abgewirtschaftet, da zu viel Schwindel von ihnen getrieben wurde. Immerhin sei verzeichnet, daß es einigen gelungen ist, unter Kontrolle 40 und 56 Tage nur von Zigaretten und Selterwasser zu leben. Kußwettbewerbe waren früher groß in Mode. Den Rekord hält immer noch ein englisches Paar, dem es gelang, acht Stunden 41 Minuten Küsse auszuteilen. Dann blieb ihm der Atem weg.

Sehr originell sind auch die sogenannten Berufsrekorde. Da sind zum Beispiel die Friseure, deren höchstes Streben es ist, einen Damenkopf in kürzester Zeit frisieren zu können. Im Jahre 1891 gab es in London einen großen Wettbewerb. Der Sieger brauchte 1 Stunde 16 Minuten. Drei Jahre später gelang einem Wiener die Sache bereits in 58 Minuten, und auch er ist wieder geschlagen worden, und zwar von einem Pariser Friseur, der mit 46 Minuten heute noch nicht „unterholt" ist.

Zu den Weltrekordinhabern, die bisher ungeschlagen blieben, gehören auch jener süddeutsche Küfer, der in acht Minuten ein Faß fix und fertig zusammenschlug, jener sächsische Schneider, der in drei Stunden im fahrenden Eisenbahnzuge einen Frack zusammennähte, ein Newyorker Schuster, der in sieben Minuten einen ganzen Schuh zusammenflickte, und jener indische Koch, dem es gelang, ein lebendes Huhn in fünf Minuten und drei Sekunden zu schlachten, zu rupfen und gebraten auf die Platte zu bringen. Zu dem reellen Wahnsinn gehört übrigens auch der soeben gebrochene Dauerrekord im Klavierspielen. Als der Engländer Waterbury zehn Stunden ohne Pause auf die schwarzen und weißen Tasten gehämmert hatte, glaubte man sich einer unübertreffbaren „Leistung" gegenüberstehend. Doch dann kam Miß Melville, die sich 18 Stunden vier Minuten mit dem schwarzen Ungetüm abgab, und jetzt ist es dem Australier Faimwrighter gelungen, 21 Stunden 16 Minuten zu spielen. Allerdings wird er seine bis zur Unkenntlichkeit geschwollenen Finger mit den von schwarzem Blut unterlaufenen Nägeln monatelang nicht gebrauchen können. Egal, die Hauptsache ist, der Weltrekord ward gebrochen.

U. E.

Der Streit um Voltaires Grab.

Jedem Fremden, der das Pariser Pantheon besucht, wird auch Voltaires Grab gezeigt. Die Ansicht nun, daß die Überreste des großen französischen Spötters dort ruhen, ist irrig, denn eine frühere Untersuchung hat schon ergeben, daß die Grabstätte leer ist. Die Gebeine sollen 1815 als eine späte Rache für die Schändung der Königsgräber in St. Denis — an der Voltaire ganz unbeteiligt war, da er 15 Jahre vorher starb — herausgenommen und verstreut worden sein.

Nun ist aber noch nicht einmal erwiesen, daß diese Überreste auch wirklich die des Philosophen waren. Voltaire starb 1778 in Paris, und da ihm kein christliches Begräbnis gewährt werden durfte, brachte sein Neffe, der Abbé Mignot, die Leiche heimlich in das Kloster Celliéres, dessen Abt er war; dort wurde sie beigesetzt. Im Jahre 1791 ordnete die Nationalversammlung die Überführung in das Pantheon an. Damals schon tauchten Gerüchte auf, daß man nicht Voltaires Überreste, sondern die eines Klostergärtners nach Paris gebracht habe. Danach ruhten die Gebeine des Philosophen noch in Cellières in einem Kellergewölbe, einer einstigen Kalkgrube. Im Laufe der Jahrzehnte aber gerieten diese Gerüchte in Vergessenheit.

Vor einigen Tagen brachte eine Entdeckung die Frage wieder in den Vordergrund allgemeinen Interesses. In dem Gutsgebäude, das jetzt auf den Mauern des alten Klosters steht, fand man bei Ausschachtungsarbeiten in einer Tiefe von einem Meter eine Steinplatte, die den Zugang zu einem Gewölbe deckte. Zwei Träger darin ließen vermuten, daß einst zwei Särge hier gestanden hatten und es somit eine

Gruft gewesen war. An einer Seite des Gewölbes entdeckte man eine vermauerte Öffnung: sie wurde durchstoßen und gewährte Einblick in einen kleineren Nebenraum, dessen Boden mit Kalk bedeckt war. In diesem Kalk lagen Überreste eines Skelettes, vor allem ein Schädel. Dem Gutsbesitzer waren die Gerüchte über Voltaires Grab unbekannt. So begnügte er sich damit, eine Blitzlichtaufnahme von den Knochenresten zu machen und ließ dann alles entfernen und vergraben. Die Entdeckung sprach sich herum; Sachverständige prüften das Lichtbild und fanden, daß der Kopf, dessen Schädeldecke durch die Spitzhacke eines Arbeiters zerstört worden war, das für Voltaire charakteristische vorspringende Kinn aufwies. Man kann danach behaupten, daß Voltaires Neffe damals die Leiche im vermauerten Nebenraum vor Nachstellungen verbergen wollte.

Der Edelmarder.

Von Hermann Löns.

Wohl kein Dichter ist so Besitztum unseres deutschen Volkes geworden, wie Hermann Löns. Der unverbildete, gesunde Instinkt der Jugend hat Hermann Löns sicherer und richtiger gewertet, als die zünftige Literaturkritik. Im folgenden geben wir eine kurze Tierschilderung, die typisch ist für die Eigenart dieses Dichters, und die wir seinem Werke „In Heide und Wald", Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 61, entnehmen.

„Es wird Spätherbst. Der Oberholzhauer richtet den Dohnenstieg. Als er ihn nachsieht, ist hier eine Dohne ausgebeert und da eine, dort ist eine Schlinge zerrissen und hier wieder eine, und die Federn am Boden weisen ihm, daß irgendein Dieb die Kramtsvögel stahl. Der Förster pirscht zu allen Zeiten den Dohnenstieg ab und schießt jeden Häher im Holze ab, den er antrifft, weil er glaubt, das seien die Beerendiebe und Drosselräuber; aber nach wie vor sind die Dohnen ausgebeert, und immer wieder zeigen zerrissene Schlingen an, daß nächtlicherweise irgendein Untier dort sein Wesen treibe.

Er denkt schließlich, daß es wohl ein Marder gewesen sein könnte, denn frische Marderlosung findet er jeden Tag oben auf den Jagensteinen und auf den Bachstegen, aber das einzige, was er im Schwanenhalse fängt, ist eine Krähe, und seine Tellereisen bringen ihm nichts weiter ein als einen Hasen und Ärger. Schließlich, als alles Ansitzen und Passen und alles Fallenstellen nichts hilft, ergibt er sich in sein Schicksal.

Da kommt die erste Neue, und nun läßt er alle andere Arbeit beiseite und sucht Marderspuren. Er findet auch eine, und sie endet bei der dicken Eiche, unter der seit unvordenklichen Zeiten allerlei fahrendes Volk gern lagert, und sie darum die Taterneiche heißt. In ihrem Mittelaste ist ein Loch, und darin wird der Marder stecken. Der Förster stellt sich schußgerecht an, und der Oberholzhauer schlägt mit dem Beile gegen den Stamm. Der Marder springt nicht. Ein Junge wird hinaufgeschickt; mit einer schwanken Gerte stochert er in dem Astloche umher; aber das Loch hat Windungen, und die Rute trifft den Marder nicht. Noch einmal muß der Junge hinauf; der Förster hat aus dem Inhalte einiger Patronen, einem alten Lappen und einer Lunte einen Feuerwerkskörper hergestellt. Der Junge schiebt den Schwärmer in das Astloch, befestigt das Ende der Lunte mit einer Nadel, steckt es an und rutscht schleunigst von dem Aste zur Erde. Angestrengt passen alle drei auf. Da, es knallt, Rauch schießt aus dem Loche, aber der Marder springt nicht. Da schreit der Junge: „Da löppt he!" und zeigt auf das Dickicht. Der Förster macht ein langes Gesicht; der Marder ist aus einem verborgenen Ausgange des Astloches geschlüpft und hat, ehe der Förster ihn sah, die Dickung gewonnen.

Der Förster flucht und schimpft, aber das hilft ihm nichts. Jeden Tag spürt er den Marder oder findet frische Losung, aber alles Ansitzen nützt nichts. Er blättert die Jagdzeitungen durch und sucht nach neuen Fallen; er läßt Mord- und Würgefallen aufstellen, fängt auch Wiesel, Katzen und Iltisse, aber den Marder nicht. In der Fichtendickung, wo die Fasanenfütterung liegt, findet er drei gerissene Fasanenhennen. Dem Pfarrer werden in einer Nacht zwölf Tauben gewürgt, dem Küster eine Ente im Stall gerissen. Da greift der Förster zum letzten Mittel, das er aus dem Grunde seiner Seele haßt, zum Strychnin.

Acht Tage lang legt er abends die vergifteten Spatzenköpfe und läßt die, die morgens noch vorhanden sind, wieder fortnehmen. Zuerst liegt das Marderweibchen tot im Vorholze; nach und nach folgen ihm seine drei Jungen, und als das Tauwetter den Boden frei macht, da findet der Holzhauer auch den alten Marderrüden verludert und unbrauchbar bei der Fasanenfütterung.

Den halben Winter über haben die Enten auf dem Parkteiche und das andere Geflügel Ruhe. Im Februar aber kreischt und keckert es wieder in den Klippen. Zuviel Löcher und Spalten haben die Felsen, zuviel altes Holz steht am Berge, so wandern bald wieder Edelmarder zu und jagen und morden, wie es ihre Art ist."



Bunte Chronik

* **Ein Rekord in Kleinphotographie.** In dem Bestreben, auf kleinster Fläche möglichst viele Bilder zu photographieren, ist es, wie das Archiv für Kriminalogie meldet, dem Forscher Professor Kögel gelungen, auf einem Film von 4×6 Zentimeter nicht weniger als 2400 Bilder unterzubringen, von denen jedes einzelne unter dem Mikroskop deutlich wahrzunehmen ist. Dabei zeigte sich, daß der Film sogar bei starker Vergrößerung keine Kopie-Unreinheiten aufwies, was natürlich auch besonders wichtig ist, weil schon das geringste Korn bei der Vergrößerung die Einzelheiten auf den Bildern beeinträchtigen könnte. Wenn solche Filme mit großer Sorgfalt hergestellt würden, ließe sich ihre praktische Verwendung gut durchführen.

*

* **Ein Liliputmotor.** Ein Mechaniker in Lincoln (Nebraska) hat sich im Laufe von drei Jahren einen Motor gebaut, den er für den kleinsten der Welt anspricht. Sein Gesamtgewicht beträgt 100 Gramm; er ist auf einem Brettchen von 8 Zentimeter Länge und 5 Zentimeter Breite aufmontiert. Die 58 Teile des Motors sind aus Gold, Silber, Kupfer, Messing und Eisen hergestellt und durch 19 winzige Schrauben zusammengehalten. Verschiedene Teile sind nur mit einem Vergrößerungsglas erkennbar. Der Hersteller hatte auch bei seiner Arbeit Mikroskope benutzt.



Rätsel-Ecke

Rösselsprung.

	schwim	durch	die	ge-	muß	sit-	
hin-	zeit	es	gen-	hin-	nen	land	liegt
nicht	brin-	men	win-	ist	wir	fluß	zen
ein	durch	ßer	de	der	der	drü-	kein
de	flut	still	will	fluß	lan-	an	wird
was	gro-	was	stran-	durch	rin-	wird	den
und	freu-	die	du	dem	dem	nie	neu
	stehst	de	uns	ver-	wer	auf	

*

Rätsel.

Nach Leipzig ging schon mancher wegen mir,
Ein „r" daran — ich dien' zum Speisen dir.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 219.

Scherz-Rätsel: Vor d er in dien = Vorderindien.

Entzifferungs-Aufgabe:

Ostende, 6. August.

Allerteuerste Jutta!

Ich bitte Dich, mein Engelchen, gegen vier links an der großen Buche des Kurbauses zu sein; tausend innige Küsse!

Bring' Bananen mit.

Dein Oskar.

Schlüssel: e=o, o=e, i=a, a=i, u=y.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.